

Justus Möser

Von Hans Maier

Wer in Osnabrück auf der Großen Domsfreiheit spazierengeht, der stößt dort auf das Denkmal des wohl berühmtesten Sohnes dieser Stadt: des ritterschaftlichen Syndikus und fürstbischöflichen Justizrats Justus Möser. Hochaufgerichtet, stattlich, mit Perücke und Staatsmantel steht er da, mitten in dem Gewühl von Menschen, Früchten, Blumen, das den Platz an Markttagen erfüllt. Den Marktfrauen vom Land ist er auf Hörweite nahe, steht aber doch als Bürgersmann ein wenig erhöht auf seinem Podest; dem katholischen Bischofshaus kehrt er den Rücken zu, hält aber auch von seiner evangelischen Taufkirche St. Marien, die in der Nähe steht, gemessene Distanz – so als wolle er auch als Denkmal noch einmal das Kunststück seines Lebens wiederholen: Staatsmann zu sein in einem der merkwürdigsten Staaten des Alten Reiches, in den Diensten eines ausländischen Souveräns zu stehen und doch seinem westfälischen Volk verbunden zu bleiben, gleichzeitig dem katholischen Domkapitel und der evangelischen Ritterschaft zu dienen, ihrer beiden gegensätzliche Interessen auszugleichen – und sich am Ende bei allen Parteien und Gruppen des höchsten Ansehens zu erfreuen.

1

Den historischen Möser, der von 1720 bis 1794 lebte, müssen wir uns noch mehr als Teil des alten Osnabrück vorstellen als sein Denkmal am Markt – ganz eingebunden in die lokalen Sitten, die familiären, kirchlichen, politischen Traditionen der Stadt und des gleichnamigen Fürstbistums.¹ Er war angesehener Leute Kind. Die Familie des Vaters, eine Familie von Theologen und Juristen, stammte aus der Kurmark und war im 17. Jahrhundert über Kiel und Hamburg nach Osnabrück gekommen. Dort war der Großvater Johann als Prediger tätig; dort amtierte der Vater Johann Zacharias Möser als Kanzleidirektor und Konsistorialpräsident.² Möser's Mutter war die Tochter des

1 Die Schriften Justus Möser's werden im folgenden zitiert nach der Akademie-Ausgabe (AA): J. M. Möser's Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 14 Bänden. hrsg. v. W. Kohlschmidt / L. Schirmeyer / E. Crusius / P. Göttsching und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, 1943ff. (noch nicht vollst.). Für die noch nicht in der Akademie-Ausgabe erschienenen Werke wird zurückgegriffen auf: Justus Möser's Sämtliche Werke, hrsg. v. B. R. Abeken (SW). Berlin 1842/43. – Eine Übersicht über die unpublizierten Werke Möser's bei W. F. Sheldon, *The intellectual Development of Justus Möser: The Growth of a German Patriot*. Osnabrück 1970, S. 132f.; zum familiären und sozialen Umfeld wichtig: W. u. U. Sheldon (Hrsg.), *Im Geist der Empfindsamkeit. Freundschaftsbriefe der Mösertochter Jenny von Voigts an die Fürstin Luise v. Anhalt-Dessau 1780-1808*. Osnabrück 1971, mit einem ausführlichen einleitenden Essay (1-43). Aus der umfangreichen Literatur seien neben den grundlegenden Studien von Sheldon erwähnt: K. Brandt, *Justus Möser*. Osnabrück 1944; H. Kanz, *Der humane Realismus Justus Möser's*. Ratingen 1971; K. Epstein, *Die Ursprünge des Konservatismus in Deutschland*. Frankfurt/Berlin 1973, S. 345ff.

2 *Leben Justus Möser's von Friedrich Nicolai* (SW Bd. 10), S. 6ff.

Osnabrücker Bürgermeisters; sie gehörte, wie Friedrich Nicolai, Möser's erster Biograph anmerkt, »zu den guten westphälischen Hausfrauen, welche das Wirtschaftswesen für den ersten Zweck ihres Daseins halten und die also ihre Kinder auch hauptsächlich dazu erzog; aber sie liebte doch die französische Sprache und wies ihre Söhne auch von Jugend auf dazu an«. Justus lernte leicht und schnell; nach dem Zeugnis von Schulfreunden war er ein feuriger Kopf und guter Redner; das Lateinische und Französische handhabte er mit der Zeit ebenso selbstverständlich wie das Deutsche; und er beherrschte auch Italienisch und Englisch. Der junge Möser war sensibel. Ein kleiner, rasch entdeckter Diebstahl veranlaßte ihn zu einer überhasteten Flucht aus dem Elternhaus nach Münster. Züge eines rebellischen Geistes werden sichtbar, wie oft bei Sprößlingen alter Patrizierfamilien; aber stärker war bei Möser doch die wohlwollende Zuwendung zur Welt, die neugierige Offenheit für Menschen und Dinge. Er war der geborene Anführer seiner Kameraden, ein Riese schon in jungen Jahren – nach eigenen Angaben mehr als zwei Meter groß! Daher wollte ihn sein Vater zunächst nicht zum Studium an eine preußische Universität lassen, denn noch lebte der Soldatenkönig, und der erhob wie selbstverständlich Anspruch auf alle »langen Kerls« und zog sie zu seiner Grenadiergarde ein.³

Mit fast zwanzig Jahren, nach dem Tod Friedrich Wilhelms, bezog Justus Möser endlich die Universität Jena und schrieb sich dort für Rechtswissenschaft ein. Wir wissen nicht viel über dieses Studium und seine Ergebnisse, es scheint jedenfalls keine tieferen Spuren in seinem Leben hinterlassen zu haben. Spätere Äußerungen Möser's über Universitäten und Professoren sind skeptisch: die lederne Art des Unterrichts, der Hochmut und die Rechthaberei der Gelehrten, die rauflustige Einfalt der Studenten, der gewaltige Anspruch wissenschaftlicher Theorien bei geringer Kenntnis des Lebens und der praktischen Geschäfte – das alles scheint ihn mehr verstimmt als angezogen zu haben, sowohl in Jena wie im modernen Göttingen, wohin er 1742 wechselte. Kurzum, er verließ die Universität ohne Examen, was damals nichts Außergewöhnliches war. Seiner juristischen Karriere war das kaum schädlich. Der Einfluß der Familie half ihm: Schon während des Studiums war er Sekretär der osnabrückischen Ritterschaft geworden, er führte de facto die Syndicus-Geschäfte, noch ehe ihm dieses Amt 1756 offiziell übertragen wurde. Damit nicht genug, trat Möser 1747 auch in den Dienst der landesherrlichen Regierung als Vertreter des Landes in Rechtsstreitigkeiten – der klangvolle Titel dieses Amtes hieß »Advocatus Patriae«. Und schließlich wurde er, von 1762 bis 1768, Justitiar beim Kriminalgericht. Modern gesprochen – alle Vergleiche hinken natürlich –, war Möser also Parlamentspräsident, Regierungschef und oberster Richter seines Landes in einer Person – er war es zumindest de facto, denn als Bürgerlicher durfte er nur stellvertretend und substituierend tätig werden, als unsichtbare Hand hinter allerhand adeligen Personen und Masken.

Tatsächlich hat Justus Möser das Fürstbistum Osnabrück von der Mitte der sechziger Jahre bis zu seinem Tod im Jahr 1794 regiert, im stetigen lautlos ineinandergreifenden Wechsel ständischer, landesherrlicher und richterlicher Befugnisse – und es mag seine komödiantische Natur gereizt haben, daß er dabei immer wieder in neue alte Rollen zu schlüpfen hatte. »Bei den Ständeversammlungen wurden die königlichen

3 Nicolai, a. a. O., S. 81.

chen Verordnungen ex officio von Justus Möser, dem Konsulenten Georgs III. und Vormund Friedrichs von York, verfaßt. Die Erwidernngen der Ritterschaft, die in den ständischen *corpora* dominierte, zeichnete ex officio der Syndikus der Ritterschaft – Justus Möser. Und Streitigkeiten zwischen Ständen und König mochten sehr wohl der Untersuchung durch den Justitiarius beim Kriminalgericht unterliegen: Justus Möser . . .⁴ Der Gedanke an eine Teilung der Gewalten konnte angesichts einer so starken und allgegenwärtigen Persönlichkeit gar nicht aufkommen; dennoch: indem Möser die gegeneinander wirkenden Kräfte in Verbindung hielt und wechselseitige Blockaden verhinderte, sicherte er Osnabrück über ein Vierteljahrhundert seine überlieferte Freiheit gegenüber der anderwärts siegreich vordringenden absolutistischen Regierungsweise mit ihrer straffen Befehls- und Gehorsamsstruktur.

Das Fürstentum Osnabrück, ein vergleichsweise kleiner Staat mit einer Fläche von 117 km² und 125 000 Einwohnern, war selbst in der zerklüfteten politischen Landschaft des Alten Reiches eine vielbestaunte Merkwürdigkeit.⁵ Es bestand – wiederum vereinfacht und modernisierend gesagt – aus vier politisch-institutionellen Elementen: dem Domkapitel, der bischöflichen Regierung, den Ständen und der Stadt Osnabrück. Das überwiegend katholische Domkapitel hatte die Regierung zu wählen und mitzutragen, und zwar, aufgrund einer Klausel des Westfälischen Friedens, abwechselnd eine katholische und eine evangelische. Die Regierung wurde meist von auswärtigen Bischöfen und Fürsten repräsentiert: in Möser's erster Lebenshälfte von Klemens August von Wittelsbach, Erzbischof von Köln und als Erbauer des Brühler Schlosses bekannt, in seiner zweiten von Friedrich, Herzog von York, dem zweiten Sohn des englischen Königs Georg III. Die Stände als Erben der alten Reichsverfassung setzten sich aus den *corpora* der Ritter und der Städte zusammen – sie waren in diesem Geflecht die *pièce de résistance*, das bewahrende, privilegienverteidigende, oligarchische Element. Die Stadt Osnabrück endlich hatte in ihrer Regierungsform fast demokratische Züge, die sechzehn Mitglieder ihrer Regierung wurden alljährlich neu gewählt – freilich nicht aus der Gesamtheit der Einwohner, sondern, wie im ganzen damaligen Europa, aus dem über »Freiheit und Eigentum« verfügenden Bürgertum. Eine Mischung geistlicher, aristokratischer und demokratischer Züge also – ein Ständestaat, der sich in vielfältig gestuften Freiheiten aufbaute und in dem die Gestalt des egalitären Citoyen sowenig Platz hatte wie die des absoluten Fürsten. Ein Staat, schwer zu regieren, es sei denn mit Mitteln persönlicher Autorität und familiärer Beziehungen – und in der Tat konnte Möser sich in diesem komplexen System nur durchsetzen kraft seiner persönlichen Verbindungen zu Adel, Ritterschaft, Geistlichen und Bürgertum, in einer gesellschaftlichen Sphäre also, in der sich eine öffentliche Meinung bilden konnte und in der, jenseits der divergierenden Standesinteressen, Sachkompetenz und Unparteilichkeit respektiert wurden. Möser's Schüler Rehberg hat die Schwierigkeit und Eigenart dieses Regierens und Moderierens eindringlich geschildert: »Die fürstliche Regierung war beständig in unendlichen Verwicklungen befangen: mit der kaiserlichen Majestät und dem Reichstage; mit den Reichsgerichten; der päpstlichen Autorität; dem Erzbischöflichen Vicariate; dem

4 Epstein (siehe Anm. 1), S. 351.

5 Epstein, S. 348ff.; dort weitere Literatur. Sheldon, *The intellectual Development* (Anm. 1), S. 43ff.

Domcapitel; der Ritterschaft und der Stadt Osnabrück, einem Zwitter von Reichs- und Landstadt. Möser hielt das ganze, aus so mannigfaltigen Fäden gesponnene Gewebe in seiner Hand und leitete die Bewegungen der disharmonischen Teile durch die Feinheit seines Verstandes, die Milde seiner Gesinnung, welche alle bestehenden Verhältnisse mit der größten Sorgfalt schonte, und durch die Achtung und Liebe, die er jedem einflößte, der ihm nahe kam . . . « Er »lähmte die Streitsucht durch sein bewundernswürdiges Talent, Fragen des Staatsrechts, die, einmal berührt, nie zur Entscheidung gebracht werden konnten, mittels seiner überlegenen Kenntnis der Rechte und Geschäfte zu umgehen«. ⁶

2

Ich sprach von Gesellschaft, von öffentlicher Meinung. Beides waren wichtige Elemente in der pragmatischen Regierungskunst Justus Möser. Als wohlhabender Bürger, seit 1746 verheiratet mit der osnabrückischen Patriziertochter Regina Juliana Brouning, einer Frau von hoher Bildung und gesellschaftlichem Ehrgeiz, als begüterter Staatsmann, der sich ein großes Haus und eine Kutsche leisten konnte, verkehrte Möser mit dem Adel, und erst recht mit seinesgleichen, in natürlicher Unbefangenheit; er brauchte keinen Adelstitel, um seine Stellung zu unterstreichen. Es lag ihm mehr daran zu überzeugen, in vielen Kreisen Unterstützung zu gewinnen, eine positive Stimmung zu entwickeln, die Maßnahmen der Regierung zu erklären und zu verdeutlichen. So ist ein großer Teil seiner Schriftstellerei aus pragmatischen Anlässen entstanden – und so ist der Politiker Möser mit seinen Wochenblättern und publizistischen Beiträgen einer der Väter des deutschen Zeitungswesens geworden. Auf den Glockenschlag habe er seine Sachen beim Drucker abliefern müssen, sagt er selbst entschuldigend;⁷ und in der Tat: es dürfte wenige bedeutende Prosaisten deutscher Sprache geben, deren Arbeiten bis auf weniges – so die große »Osnabrückische Geschichte«, die reife Frucht seiner Mannesjahre – ganz und gar von Gelegenheiten, von Zufällen der Politik und Zeitgeschichte abhingen.

Möser hat es so gewollt – und sich in offener Momenten auch dazu bekannt. War er nicht als junger Mann ein leidenschaftlicher Liebhaber der französischen Literatur gewesen, hatte er seinen Stil nicht an Marivaux und Saint-Evremond gebildet? Stand ihm nicht in frühen volkskundlichen Arbeiten gelehrtes Latein ebenso zur Verfügung wie ein strenger französischer Dramenstil in seinem Trauerspiel Arminius? Hätte er nicht Schriftsteller werden können?⁸ Auf der Schule, auf der

6 A. W. Rehberg, *Sämtliche Schriften*. Hannover 1831, Bd. II, S. 22f. (zit. bei Epstein S. 351f.).

7 Brief an seine Tochter als Herausgeberin der »Patriotischen Phantasien« (AA Bd. IV, S. 9).

8 Vom dichterischen und literaturtheoretischen Werk Möser ist in den beiden Gesamtausgaben nur ein Teil publiziert, so bei Abeken (SW Bd. 9): *Harlequin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen*; *Über deutsche Sprache und Litteratur*; *De veterum Germanorum et Gallorum Theologia mystica et populari* und die Vorrede zum Trauerspiel *Arminius*. In der historisch-kritischen Ausgabe fehlen bisher die Bände II und III, die das dichterische Werk sowie die philosophischen und kritischen Einzelschriften enthalten sollten; in Bd. I (1943) sind nur die frühen Schriften (Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit: *Die Deutsche Zuschauerin*, ein Wochenblatt) ediert. Vor allem für den »Arminius« fehlt eine moderne Ausgabe.

Universität waren *Philosophie und Literatur* seine Leidenschaft gewesen – keineswegs die Pandekten. Er schrieb Gedichte und moralische Abhandlungen im aufgeklärten Stil der Zeit. Seine Verteidigung Luthers gegen Voltaire verfaßte er französisch, in den knappen Staccato-Sätzen Voltaires (seine Frau übertrug den Text ins Deutsche). Auch Rousseaus Stilmanier wußte er in seiner Kritik am Religionsbild des »Vicaire savoyard« nachzuahmen – mit leichter Hand und hintergründiger Ironie. Das Deutsch der »Osnabrückischen Geschichte« packt den Leser durch Bildkraft und Farbe und eine erstaunliche Fähigkeit, das Volk selbst auf die Bühne treten zu lassen; es gibt Stellen, wo Möser den größten Geschichtsschreibern der Weltliteratur ebenbürtig ist.⁹ Und das so zufällig entstandene, nie als Ganzes konzipierte, sondern aus fliegenden Blättern aufgeschichtete Meisterwerk der letzten Jahre, die »Patriotischen Phantasien« – es gehört zu den Glanzstücken deutscher Prosa, lebendig, witzig, bildhaft und doch von nüchterner Klarheit; so war bis dahin im Deutschen noch nie über Politik geschrieben worden.

Und doch hatte der Bürger und Staatsmann Möser im Lauf des Lebens den Schriftsteller, den Künstler in sich aufgezehrt. Der letzte war nur noch der bescheidene Kostgänger der ersten – in Nebenstunden nach den ausgedehnten Amtspflichten. Möser stöhnte darüber – und war es dann doch wieder froh, wissend, daß die Literatur ihn verschlungen hätte, wäre sie sein Hauptberuf geworden, im Unterschied zur Politik. »Doch ist es ein Glück für mich«, schrieb er an Nicolai, »daß ich mich meinen Favoritarbeiten (i. e. den literarischen) *nicht* überlassen kann. Bei jenen (i. e. den politischen) behalte ich Hunger und Durst, aber bei diesen würde ich mich in weniger Zeit um meine Gesundheit schreiben.«¹⁰

Mösers Schriftstellerei hat viele Quellen, sie wächst aus verschiedenen, oft gegensätzlichen Antrieben, sie hat auch ihre Widersprüche – wie der Autor selbst. Die frühen Schriften buchstabieren die Gemeinplätze der Aufklärung; ihr Grundton ist moralisch und universal (Sheldon). Das Allgemeine, Übernationale, Überindividuelle dominiert. Osnabrück kommt höchstens als Reformprojekt und Studienobjekt in den Blick. Dann dringt Möser als Verwaltungsmann, Richter, Politiker und Diplomat tiefer in die Realitäten seines Landes ein. Im Siebenjährigen Krieg versucht er in mühevoller, oft abenteuerlicher Kleinarbeit das Schlimmste von dem – damals noch katholisch regierten – Staat abzuhalten; er verhandelt, finassiert, temporisiert, schlägt sich mit Generälen und Arrangeuren von Winterlustbarkeiten in Heeresetappen herum. Die Regelung der – nunmehr evangelischen – Sukzession führt ihn dann nach London, bringt ihn als Vormund des minderjährigen Prinzen von York in Osnabrück in eine vorteilhafte strategische Position, ohne daß die Beziehungen zur katholischen Seite abbrechen: ein Meisterstück geduldig ausgleichenden Verhandeln. Wer bei Generalquartiermeistern, Monarchen, militärischen und politischen Potentaten das Warten und Parlieren, das Verhandeln und Zugreifen im richtigen Moment gelernt hat, der sieht die Welt nicht mehr in Schwarzweiß, sondern in

9 Auch bei der Osnabrückischen Geschichte ist die ältere Ausgabe (SW Bde. 6-8) neben der Akademie-Ausgabe (AA XII. 1 und XII. 2) noch unentbehrlich. Zur Würdigung: F. Meinecke, Die Entstehung des Historismus. München 1959, S. 303ff. u. E.-W. Böckenförde, Die deutsche verfassungsgeschichtliche Forschung im 19. Jahrhundert. Berlin 1961.

10 Nicolai, S. 168.

vielfältigen Tönen. Möser hatte erfahren, was der Staat ist; er hatte gelernt, Verantwortung zu übernehmen; an die Stelle der Allgemeinbegriffe seiner Jugend war eine nationale, eine historische Anschauung der Welt getreten.

Gleichzeitig stößt Möser in Prozessen und Verhandlungen, aber auch als Ökonom und Politiker, als Antiquar und Sprachforscher auf die bis dahin kaum gesehene Wirklichkeit des *Volkslebens*. Neben den Adeligen, den Rittern und Bürgern steigt in seinem Werk die Welt der Bauern, Knechte und Mägde empor – bis hin zu den Dienern und Leibeigenen. Ein Universum zäher Gewohnheiten, mühseliger Selbstbehauptung, listiger Überlebenskunst wird sichtbar – eine staatlose Welt des gemeinen Lebens, scheinbar unbewegt seit Jahrhunderten, beharrlich allen Veränderungen trotzend –, ein Schatzhaus von Sprache, Gestik, Verhaltensweisen, unabsichtlicher Selbstdarstellung, unprofessioneller Theaterhaftigkeit. Möser mustert diese Welt ohne Gefühlsüberschwang, aber mit deutlicher Sympathie; er wird zum historischen Entdecker des westfälischen, des deutschen Volkslebens. Die »Osnabrückische Geschichte« ist für heutige Leser auch deshalb ein so faszinierendes Buch, weil sie nicht nur die Höhen der von wenigen »gemachten«, sondern auch die Breiten und Tiefen der von vielen erlittenen Geschichte aufsucht, weil sie, ganz modern, von Mentalitäten, Denk- und Handlungsweisen, Sozialstrukturen erzählt – die bei anderen Geschichtsschreibern im Vordergrund stehenden Staatsaktionen sind bei Möser eher ein flüchtiges Wetterleuchten über einem weiten sozialen Horizont. Mag auch die Konstruktion der alten deutschen Freiheit in dieser Geschichte überhöht sein, mag die berühmte Aktientheorie des Staates mit allzuviel rationalistischem Nachdruck vorgeführt werden und vielleicht mehr in eine Geschichte der politischen Theorien als in ein Geschichtsbuch gehören – erstaunlich ist doch die politische Vision eines *imperium limitatum*, eines »fragmentarischen Staates« (Jan Schröder), »in dem jeder nur soviel an Rechten aufgibt, wie er freiwillig »hineinlegt«, einer genossenschaftlichen Demokratie, in der es keine Mehrheitsentscheidungen über Rechte einzelner und keine Repräsentation gibt«. Jan Schröder hat mit Recht im Gedanken dieses ausschließlich auf Freiwilligkeit gebauten, ganz auf Subsidiarität gestellten Staates das »imponierendste Teilstück« von Möser's Staats- und Rechtsdenken gesehen. Und wenn auch später der Freiherr vom Stein Möser's strikter Ablehnung des Repräsentationsprinzips nicht folgte, wenn er den Selbstverwaltungsgedanken auf dem Hintergrund der Repräsentation verwirklichte – Bruchstücke Möser'scher Ideen sind doch immer wieder in Gesetzgebung und Verwaltung aufgegriffen worden, bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein, so der Genossenschaftsgedanke, die Kritik an der Übermacht staatlicher Apparate und endlich der Gedanke der freien, aber nicht willkürlichen Rechtsfindung.¹¹

Die »Patriotischen Phantasien« führen dann noch einen Schritt tiefer ins Konkrete, Örtliche, Historische hinein, in das Reich der »Lokalvernunft«, wie der berühmte Terminus heißt, der hegelsches Denken vorwegnimmt. Möser war jetzt ganz zum Osnabrückischen Staatsmann geworden, zum *Advocatus Patriae* eines Kleinstaats, der sich aus den Strudeln der Geschichte immer wieder erhoben hatte. Und gerade als

11 Jan Schröder. Justus Möser als Jurist. Vortrag, gehalten vor der Juristischen Gesellschaft Osnabrück-Emsland am 25. April 1985, S. 32 (dem Verfasser danke ich herzlich für die Überlassung des Manuskripts).

Primus loci, der sich ganz mit seiner Aufgabe vor Ort identifizierte, wurde Möser in ganz Deutschland gehört – der junge Goethe ist für diese Wirkung der wichtigste Zeuge.

William Sheldon, heute wohl der beste Kenner der geistigen Entwicklung Möasers, hat mit Recht betont, Möser sei mehr gewesen als nur eine provinzielle Figur. »Er war am provinziellsten in seiner Jugend, als er bewußt versuchte, universal zu sein. Nachdem er in seiner Reifezeit in jeder Beziehung ein Teil der lokalen Szene geworden war, wurde er am universalsten. Er identifizierte sich vollständig, aber nicht ausschließlich mit einer kleinen Gegend und ihren Problemen. Das Lokale war notwendiger Teil einer Spirale, die in dem Universalen gipfelte. Das ist nicht inkonsequent oder paradox . . . Das Problem löst sich mit Möasers Auffassung vom Organischen, nach der das Einzelne und das Ganze, das Individuelle und Universale (das Lokale, Regionale, Nationale und Europäische) eine völlige Einheit bilden.

Aus der Perspektive eines Kleinstaates konstruierte Möser ein Bild der Zukunft. Die Grundzüge für diesen Staat hatte er in dem Deutschland der Vergangenheit und in der politischen Realität Europas im 18. Jahrhundert gefunden. Möser ging als Pragmatiker und zukunftsorientierter Politiker von den Institutionen aus, die bestanden und die belebt werden mußten, um ihre Aufgaben für die Zukunft zu lösen. Die politischen Befugnisse, die die einzelnen Kleinstaaten besaßen, sollten sie weiterhin behalten. Die wirtschaftlichen Probleme ließen sich nach seiner Meinung am besten auf regionaler Ebene lösen. Die verfassungsrechtlichen Belange sollte das Heilige Römische Reich als Rechtskörper vertreten. Sprache, Literatur, Kunst und Wissenschaft sollten Angelegenheit der gesamten Kulturnation sein. Für dieses Deutschland, das mannigfaltigen und individuellen Interessen Raum ließ, begeisterte sich Möser; für dieses Deutschland, das im Lokalen wurzelte, wurde Möser ein Patriot.«¹² Es ist der ungewöhnliche Fall, daß Aufklärung sich nicht nur mit Witz, sondern auch mit Wärme verbindet – ein Unikum in der deutschen Literatur, ja in der des 18. Jahrhunderts überhaupt.

3

Sehen wir uns in den »Patriotischen Phantasien« ein wenig um! Diese kleinen Aufsätze, erschienen in den von Möser gegründeten »Osnabrücker Intelligenzblättern«, gesammelt und herausgegeben von seiner Tochter, zeigen, wie Goethe gesagt hat, »die innigste Kenntnis des bürgerlichen Wesens« . . . »Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige, wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte und die gewiß im besten Sinne für rhetorisch gelten müssen.«¹³

Es sind keine Staatsaktionen, von denen hier der Schleier weggezogen wird. Es ist die ganz alltägliche Politik – Politik im weitesten Sinn des Wortes verstanden –, und sie beginnt bei Möser bei den Menschen und ihren Lebensverhältnissen. Da sind Arme

12 Sheldon. *The intellectual Development*, S. 131.

13 *Dichtung und Wahrheit* III, 13. Buch.

und Reiche, Einheimische und Ausländer, Kinder und Erwachsene, Bauern und Bürger; und immer wieder und in unerschöpflicher Vielfalt: Frauen. Ebenso konkret und lebensnah sind die Themen, die Gegenstände. Welche »Politik« soll ein Mann gegenüber seiner liebenswürdigen, aber putzsüchtigen Frau einschlagen? Wie soll sich eine Frau verhalten, deren Mann im Zuchthaus sitzt? Welche »Politik« verfolgt man im Unglück? Wie hilft man Armen? Wie erzieht man Kinder? Kann man Verschwendungssucht heilen? Empfiehlt es sich, bei Verletzungen der Freundestreue mit gleicher Münze heimzuzahlen – oder soll man tun, als wisse man von nichts, um dem Freund Gelegenheit zur Reue zu geben? Solche Fragen und Situationen entwickelt Möser in Diskursen, witzigen Dialogen, in Erzählungen und Sittenbildern – und mitten im Diskurs hält er plötzlich inne, um Atem zu holen und dem Leser ein Bild zu malen:

»In der letzten Ernte sah ich die Frau eines Heuermanns, deren Mann ein Hollandsgänger ist, welche selbst mähet und band und ihr vierteljähriges Kind neben sich in der Furche liegen hatte, wo es so geruhig als in der besten Wiege schlief. Nach einer Weile warf sie mutig ihre Sense nieder, setzte sich auf eine Garbe, legte das Kind an die gesunde Brust und hieng mit einem zufriedenen und mütterlichen Blicke über den saugenden Knaben. Wie groß, wie reich, dachte ich, ist nicht diese Frau? Zum Mähen, Binden, Säugen und Frau sein gehören sonst vier Personen. Aber dieser ihre Gesundheit und Geschicklichkeit dienet für viere.«

Das steht in einem Aufsatz »Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten«, bei dem es (wie wir heute sagen würden) um Fragen der Sozialhilfe geht.¹⁴ An anderer Stelle vergleicht Möser einen hart sich plagenden Arbeiter in Deutschland, dem er morgens um vier Uhr bei der Arbeit zugesehen hat, mit einem Londoner Bettler. Die ehrlichere, die solidere Existenz ist zweifellos der Deutsche. Aber wird er je das Glück des Bettlers kennenlernen, der sich nach sechs Stunden Frost und Regen, Durst und Hunger bei einem guten Feuer niedersetzt, wie es Möser in London beobachtet hat?

»Er schläft ruhig und unbesorgt; bezahlt keine Auflagen; tut keine Dienste; lebt ungesucht, unbefragt, unbeneidet und unverfolgt; erhält und beantwortet keine Komplimente; braucht täglich nur eine einzige Lüge; errötet bei keinem Loche im Strumpfe; kratzt sich ungescheut, wo es ihm juckt; nimmt sich ein Weib und scheidet sich davon unentgeltlich und ohne Prozeß; zeugt Kinder ohne ängstliche Rechnung, wie er sie versorgen will; wohnt und reiset sicher vor Diebe, findet jede Herberge bequem und überall Brod; leidet nicht im Kriege und von betriegerischen Freunden; trotz dem größten Herrn und ist der ganzen Welt Bürger.«¹⁵

Man sieht, Möser verfährt mit größter Unbefangenheit; er geht nicht von Menschen aus, wie sie sein sollten oder gar wie sie durch Gesetzgebung und Regierung geformt werden müßten – er sucht sie zuerst so auf, wie sie sind, wie sie sich produzieren; ihr Dasein, ihr produktives Behagen, ihr Selbstbewußtsein, ihre Ehre – das ist Voraussetzung und Grundlage aller Politik. Noch ein Zitat:

»Wenn ich Polizeikommissarius wäre, es sollte mir anders gehn, die Leute sollten mir wenigstens ein- oder zweimal im Jahr, auf der Kirms oder auf Fastnacht, völlige Freiheit haben, einige Bände springen zu lassen, oder ich hieße nicht Herr Kommissa-

14 Patriotische Phantasien I (AA Bd. IV, S. 68ff.).

15 Ebd., S. 65ff.

rius. Unsr heutige Mäßigkeit macht lauter Schleicher. die des Morgens ihr Gläsern und des Abends ihr Kannen trinken, anstatt daß die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahreszeiten einem Donnerwetter mit Schlossen glich, das zwar da, wo es hinfällt, Schaden tut, im ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehret.«¹⁶

Daß dann freilich, trotz aller notwendigen und produktiven Exhibition, die bürgerliche Rechnung stimmt, daß Hausväter und Hausmütter, Gemeinden und ganze Länder ihr Auskommen finden – das hängt vom Zustand der Familien, von der christlichen Sittenzucht und endlich von den Obrigkeiten ab. Alle drei haben bei Möser ihre sorgfältig verteilten Rollen. Die Familie (das Wort verdrängt in jener Zeit langsam das ältere, umfassendere des Hauses) ist bei Möser schon durchaus ein Ort seelischer und gemüthlicher Beziehungen, nicht mehr allein eine Arbeits- und Vermögensgemeinschaft zum Leben und Überleben. Sie ist ein psychischer Binnenraum, Grundlage des bürgerlichen Lebens, und dies nicht nur in den gehobenen Verhältnissen in der Stadt, sondern auch auf dem Lande. Möser ist kein Gleichmacher. Er will adelige, bürgerliche und bäuerliche Lebensformen in ihrer Differenz und Eigenständigkeit erhalten wissen. Menschenrechte sind ihm pure Abstraktion. Aber manchmal kommt ihn bei der Betrachtung seiner geliebten westfälischen Bauern, ihrer Vergnügungen im Singen und Tanzen doch so etwas an wie die Vorahnung einer allen gemeinsamen Menschennatur:

»Wenn ein podagrischer Fürst seinem Hofgesinde mit dem Stocke droht, so lernt der freie Bauer sein Glück schätzen. Im Tanzen dehnet die steife Bäuerin ihre unbeugsamen Glieder, ihr Nacken hebt sich, das Mieder lugt hervor. Das Auge fängt Feuer, ihr Mund zieht sich zum Lachen, und der ganze Körper streckt sich zu einem edlen Werke. Sie reiniget sich vom Rauche, putzt sich vor dem Zuschauer . . . sie sucht zu gefallen; sie sucht durch Geschicklichkeit zu gefallen, und eine Geschicklichkeit bringet die andre hervor.«¹⁷

Das bleibt zwar noch im Humanen, im Ästhetischen. Aber es zeigt doch, wie weit manchmal der Künstler Möser dem Juristen und Politiker, dem Anwalt der Ständegesellschaft und Gegner allgemeiner Menschenrechte vorausseilt. Hier bereitet sich in einer neuen Sprache eine neue Kraft der Wahrnehmung und Empfindung vor, fern von der leeren Galanterie des *ancien régime*, weitab von der zwitschernden Anakreontik der umgebenden Rokokopoësie. Es waren wohl solche Stellen, die Herders Aufmerksamkeit erregten – und durch ihn die Goethes. Der Schriftsteller Möser (und ich meine hier keineswegs nur den politisch-juristischen Fachautor) ist von der Literaturhistorie noch zu entdecken.

Neben dem Hausstand spielt die Religion, die Kirche in Möserns politischer Pädagogik ihre Rolle. Sie beschränkt sich freilich hier auf einen sichernden, bestätigenden, gelegentlich auch abwehrenden Part. Gewiß war Möser ein gläubiger Protestant aus Familientradition. Die Zugehörigkeit zur Augsburger Konfession war ihm ebenso selbstverständlich wie seinen Vorfahren. Auch hat Gisela Wagner in einem Vortrag in Osnabrück überzeugend dargetan, daß Möser sich in einer sehr persönlichen Weise um die überlieferten Glaubenswahrheiten bemüht hat, daß er sich

16 Patriotische Phantasien IV (AA Bd. VII, S. 33ff.).

17 Fragment »Singen und Tanzen« (AA Bd. X, S. 262f.).

mit der Kritik der Aufklärung auseinandergesetzt und eine feste Position gesucht.¹⁸ Aber es ist doch so, daß Kirche und Religion in den »Patriotischen Phantasien« vor allem in ihren institutionellen Aspekten vorkommen – begreiflich genug bei einem Mann, der sich täglich mit Domkapiteln, Bischöfen, protestantischen und katholischen Institutionen herumzuschlagen hatte.

Möser, aufgewachsen zwischen dem katholischen Dom und der protestantischen Marienkirche in Osnabrück, fand in seiner Umwelt kein abstraktes Christentum vor, sondern die beiden Konfessionen. Ihre Glaubensbekenntnisse, ihre Rechte und äußeren Erscheinungsformen, ihre Repräsentanten und Gläubigen hat er mit neugieriger Nüchternheit studiert – fest überzeugt, in ihnen Urformen kirchlichen Lebens anzutreffen, die ihre Entstehung unterschiedlichen Bedürfnissen verdankten und die sich auf absehbare Zeit kaum annähern oder gar vermischen würden. Als Künstler zog ihn die katholische Kirche durchaus an: Sie mache aus der Religion eine Kunst, so sagte er, die Protestanten machten aus ihr eine Wissenschaft.¹⁹ Für Möser als Politiker standen die Konfessionen nach Reichsrecht auf der gleichen Stufe; sie hatten Anspruch auf gleichen Respekt und gleiche Behandlung. Als Protestant sah er mit kritischem Blick, wie seine Kirche im endlosen Streit der Theologen allmählich ihre dogmatische Form verlor – er erwartete deshalb, »daß die christliche evangelische Kirche sich bald in eine völlige Oligarchie verwandeln oder aber zu der Wahl eines sichtbaren Oberhauptes schreiten und sich unter demselben wegen eines sicheren Wegweisers vereinigen werde«.²⁰ Für den Fall einer solchen institutionellen Korrektur bot er seiner Kirche Beobachtungen und Erwägungen über die monarchische Verfassung der katholischen Kirche an, gewissermaßen zu Studienzwecken – eine unschuldige Kriegslist zur leichteren Präsentation seiner Meinungen, die frommen evangelischen Gemütern in der Tat bestürzend katholiken- und papstfreundlich erscheinen mochten.

Denn in der Tat findet man bei Möser nicht nur Juristenlob für Ex-cathedra-Entscheidungen der römischen Kirche (in denen gewissermaßen ein Instanzenweg beendet wird), auch die päpstliche Monarchie, die Unabhängigkeit der Geistlichen von weltlichen Gewalten und der Zölibat werden mit großem Verständnis, ja mit Sympathie gewürdigt.²¹ Wohlgemerkt, es wäre falsch und voreilig, daraus auf »katholische« Neigungen Möasers zu schließen. Möser hat gewiß nie daran gedacht, seine Kirche zu verlassen. Wenn er jedoch, als Jurist und Staatsmann, für Kirchen ein Minimum »staatlicher« Struktur für unentbehrlich hielt, so bot sich ihm die römische

18 Gisela Wagner, Justus Möasers Verhältnis zu Kirche und Christentum. In: Osnabrücker Mitteilungen 89 (1983), S. 122ff.

19 AA Bd. IX, 239.

20 Die Auseinandersetzung mit Religion, Kirche, biblischer Überlieferung zieht sich durch das ganze Werk Möasers; in der Akademie-Ausgabe stehen die einschlägigen Äußerungen im Bd. IX, 203ff. Sie sind gegen einfache und einlinige Deutungen durch Dialogform, hypothetisches Pro und Contra und ironische Brechungen gesichert; gleichwohl treten die Meinungen Möasers deutlich hervor (die angeführte Stelle steht in dem Aufsatz »Das sichtbare Haupt der evangelischen Kirche nach allen seinen Eigenschaften betrachtet«, a. a. O., S. 245).

21 Vgl. seinen Aufsatz »Der Cölibat der Geistlichkeit von seiner politischen Seite betrachtet« (SW Bd. 5, S. 274ff.).

Kirche ganz natürlich als Beispiel an. (Man sollte daraus nicht umgekehrt den irrigen Schluß ziehen, er sei ein Verfechter einer positivistischen Ordnungskirche und gewissermaßen ein Carl Schmitt *avant la lettre* gewesen!)²²

Möser vertraute auch im Religiösen auf die Eigenkraft des Gottvertrauens, auf den Glauben, der Berge versetzt – das korrespondiert mit der Rolle, die Selbständigkeit, Behagen im Stande und Produktivität in seinem Bild vom Menschen spielen –, ich wies schon darauf hin. Eine kleine Geschichte aus dem Umkreis der »Patriotischen Phantasien« mit der Überschrift »Eine Bauren-Theodicee« mag das verdeutlichen. Möser schildert, wie er eines Tages in die Hütte eines Landmanns kommt, die durch eine Überschwemmung fast unbewohnbar geworden war.

»Guter Freund, sagte ich zu ihm, wie könnt Ihr hier, wo Ihr beinahe auf eine Stunde Wegs keinen Nachbarn und keine Hilfe habt, wo ihr allen vier Elementen zum baren Raube offen liegt, wo Diebe und Mörder und alles, was einen armen hilflosen Menschen überfallen kann, eine fast unumschränkte Gewalt über Euch haben, wie könnt Ihr hier, mit Eurer Frau und Euren kleinen Kindern, die Ihr noch nicht weit schicken könnt, mit Ruhe schlafen? Wenn einem von Euch in der Nacht etwas zustieße, so müßtet Ihr Euch ja schlechterdings auf Gottes Barmherzigkeit verlassen.

Ich kann wohl sehen, antwortete mir der Mann, daß Sie aus der Stadt sind, wo die Kinder nicht schlafen können, wenn die Magd nicht bei der Wiege sitzt. Hier auf dem Lande sind wir ganz anders gewöhnt. Sobald wir des Abends unser Gebet getan haben, so sind wir in Gottes Gewalt; und nun mag es regnen und schneien, stürmen und wehen, so können alle vier Elemente uns wohl aus dem Bette bringen, wie es auch das Wasser noch vorige Nacht getan hat; aber sonst denken wir: Was Gott will, das geschehe! und damit schlafen wir ruhiger ein, als wenn alle Wächter aus der Stadt uns die Ohren voll bliesen.«²³

Familie und Haus, Religion und Kirche spielen in Möser's politischer Lebensökonomie die Rolle entlastender Geländer: Sie verhindern zu starke Machtballungen bei den staatlichen Instanzen. So kann der Staat ein »gelindes Regiment« bleiben. Möser ist überzeugt: der recht verstandene Staat regelt nur, was nötig ist, er gibt dem Handel, dem Gewerbefleiß den nötigen Rahmen, er sorgt für gutes Geld, für Sicherheit auf den Straßen, für Verlässlichkeit der Kontrakte, er schützt den Bürger nach drinnen und draußen. Im übrigen vertraut man besser auf den »wahren Plan der Natur«, auf den Reichtum, der in der Mannigfaltigkeit liegt. Was soll der Hang zu allgemeinen Gesetzen, zur pedantisch genauen Regelung des Lebens in Verordnungen und Geboten? Er bringt nur Gefahren für die allgemeine Freiheit:

»Es ist eine allgemeine Klage des jetzigen Jahrhunderts, daß zu viel Generalverordnungen gemacht und zu wenige befolgt werden. Die Ursache liegt aber in aller Wahrscheinlichkeit nach darin, daß wir zu viel Dinge unter eine Regel bringen und lieber der Natur ihren Reichtum benehmen als unser System ändern wollen.«²⁴

Möser's Staatsauffassung könnte allzu statisch erscheinen, allzusehr orientiert an

22 Über Möser's persönliche Religiosität siehe G. Wagner, a.a.O., S. 134ff.

23 AA Bd. IX, S. 210ff.

24 Der Hang zu allgemeinen Gesetzen ist der Freiheit gefährlich. Patriotische Phantasien Bd. II (AA Bd. V, S. 22ff.).

Gleichgewichtsvorstellungen, an der Vermittlung zwischen ständischen Interessen und historischen Rechten. Man darf jedoch die dynamischen Elemente in seiner politischen Theorie nicht übersehen. Ihre Träger sind freilich nicht die Fürstentümer und die Ritterschaften, die *corpora* des Reichsrechts – es sind die Bürger und die Städte. Durch Möser's politisches Werk zieht sich – noch kaum entdeckt – eine Spur nostalgischer Bewunderung für die Hanse. Die alte Städteherrlichkeit ist für Möser noch nicht endgültig vergangen. Kann sie nicht wieder aufleben?

Mit Leidenschaft ist die Vision eines Städtebundes als Ziel künftiger deutscher Politik entwickelt in dem Aufsatz »Also sollen die deutschen Städte sich mit Genehmigung ihrer Landesherrn wiederum zur Handlung vereinigen« aus dem ersten Band der »Patriotischen Phantasien«. ²⁵ Möser fragt hier nach den Gründen, weshalb sich in Deutschland die »Handlung«, also der Groß- und Fernhandel nach britischem und französischem Muster, nicht in zureichendem Maß entwickelt hat, weshalb der Städtebund der Hanse, dem auch Osnabrück zugehörte, nach unvergleichlichem Aufschwung so schmerzlich niedergegangen ist. Hat nicht Deutschland seine Häfen wie andere Reiche, ist es nicht zur Handlung ebenso gut gelegen wie andere Länder? *Einen* Grund sieht Möser in der besorgten Eifersucht der Fürsten gegenüber Bündnissen freier Städte – schon seit Karls des Großen Zeiten habe die Reichsgesetzgebung die Gilden, Bündnisse, Genossenschaften und damit auch die Handlung behindert und gelähmt.

»Und so hat zu allen Zeiten von dem ersten Augenblick an, da der deutsche Nationalgeist sich einigermaßen erheben wollen, bis auf die heutige Stunde ein feindseliges Genie gegen uns gestritten. Man denke aber nicht, daß unsre Gesetzgeber zu schwache Augen gehabt haben. Nein, die Territorialhoheit tritt gegen die Handlung. Eine von beiden mußte erliegen; und der Untergang der letztern bezeichnet in der Geschichte den Aufgang der erstern. Wäre das Los umgekehrt gefallen: so hätten wir jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, und die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Körper die Gesetze handhaben, welche ihre Vorfahren, mitten in dem heftigen Kriege gegen die Territorialhoheit, der übrigen Welt auferlegt hätten. Nicht Lord Clive, sondern ein Ratsherr aus Hamburg würde am Ganges Befehle erteilen.« ²⁶

Mit diesem Text will ich schließen. Er bietet eine grandiose Vision deutscher Geschichte, ein Bild von aphoristischer Kürze und Kühnheit. Die britische Geschichte als Kontrafaktur der deutschen; die Schwäche des deutschen Städtebürgertums, das im Fürstendienst den kühnen Ausgriff in die Welt und zugleich die Meisterschaft in Wirtschaft, Kunst und Handwerk verlernte. Die Stärke der Territorialhoheit in der Erfüllung ihres geschichtlichen Auftrags: der Entflechtung feudaler Besitzstände, der Schaffung eines modernen Staates. Die Tragik, die darin lag, daß dieser notwendige Auftrag nur im Gegeneinander der jungen Territorialeinheiten, in der Auflösung des Reiches, in der Lähmung der »Handlung«, in der Selbstkolonisierung Deutschlands zu erfüllen war.

25 AA Bd. V, S. 215.

26 A.a.O., S. 216f.

Als Möser 1794 starb, zeichnete sich das Ende des Reiches bereits ab. Das Fürstbistum Osnabrück hatte nur noch wenige Lebensjahre vor sich. Die zersplitterten Kräfte Deutschlands fanden sich kaum noch zu wirkungsvoller Verteidigung zusammen. Ein Eroberer vereinfachte schließlich gewalttätig die deutsche Landkarte.

Von allen Möser'schen Phantasien und Prophezeiungen haben sich daher nur diejenigen erfüllt, die auf den bevorstehenden Weltruhm der deutschen Sprache und Literatur hinweisen.²⁷ Dieser Ruhm verbreitete sich in der Tat in einem Augenblick, in dem das alte politische Gehäuse der Deutschen wie ein Kartenhaus zusammenbrach. Auch Möser wäre als Staatsmann des alten Reiches rasch vergessen worden, hätte er sich nicht in seinen »Nebenstunden« literarisch verewigt. Er hatte für die Politik gelebt. Er überlebte in der Literatur.

Als ich sehen lernte

Über den Künstler Emil Preetorius* und seine Gedankenwelt –
Erinnerungen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit

Von Paul Stöcklein

Er hatte Menschenkenntnis, ein die Begegnenden durch und durch erfassendes Auge. Niemand dürfte ihn je hinters Licht geführt haben. Ich habe es jedenfalls nicht erlebt während inhaltsreicher Jahrzehnte: 1940-60. Was seine festen, hellen Augen mit ihrem aktiven Blick so schnell ergriffen hatten, hat er in prägnanten Worten vermitteln können, gradherzig-sarkastisch. Menschenkenntnis heißt: Er wußte, was die Leute morgen tun würden. An »exakte Phantasie« mag man etwa denken, an diesen Goetheschen Begriff.

27 Über die deutsche Sprache und Litteratur. Schreiben an einen Freund (SW Bd. 9, S 136ff.), bes. 143.

* Emil Preetorius lebte von 1883 bis 1973. Er hat sich als Darmstädter gefühlt. Doch ist ihm München von 1906 an zur Heimat geworden, wo er bald auch seinen besten Freund fand: Karl Wolfskehl, und wo sich später lebendige Beziehungen zu Ricarda Huch und Thomas Mann, um nur diese zu nennen, entwickelten. In München hat er sich 1906, als er schon ein abgeschlossenes juristisches Studium hinter sich hatte, dazu entschlossen, »das zu tun, was ich eigentlich immer schon tun wollte, nämlich Künstler werden . . . 1907 kam mein erstes illustriertes Buch, Peter Schlemihl; ich schuf am laufenden Band mehr oder minder gelungene Buchumschläge, Plakate, Schrifttitel, Signete, Exlibris.« So steht es in einem Rückblick des Fünfundsiebzigjährigen. Weiter heißt es: »1923 brachte Bruno Walter mich zur Bühne.« Bühnenbild und Buchkunst waren fortan seine Domäne; er wirkte an allen großen Opernbühnen Europas. Seine zahlreichen Veröffentlichungen zur Kunst hat er schließlich vereinigt, oder vielmehr: in einer strengen Auswahl vorgelegt: »Geheimnis des Sichtbaren« (1963). Er hat Jahrzehnte lang gelehrt, vornehmlich als Professor an der Akademie der Bildenden Künste in München. 1953 ist er Präsident der Akademie der Schönen Künste geworden. Weltberühmt war seine Sammlung alter ostasiatischer Kunst.